

Häuser und Gesichter

Elga Paris wuchs in der DDR auf, im Mittelpunkt ihrer Fotografien stehen Menschen in ihrem Alltag. Werke der 81 Jahre alten Paris zeigt die Akademie der Künste Berlin bis zum 12. Januar in ihren Räumen am Brandenburger Tor. Zu sehen sind rund 275 Arbeiten aus der Zeit zwischen 1968 und 2011, einige davon werden erstmals in der Ausstellung präsentiert. Die Akademie der Künste konnte für die subjektive Chronik aus Sicht einer Fotografin auf ein umfassendes Konvolut zurückgreifen. Paris, selbst seit 1996 Mitglied der Akademie, überließ der Einrichtung in diesem Jahre ihr Archiv mit fast 230.000 Negativen und etwa 6.300 Filmen. Für die Ausstellung wählte Kuratorin Inka Schube Arbeiten etwa aus den Serien »Berliner Kneipen« von 1975 aus, in denen Paris Menschen und Szenen festhielt. Für »Häuser und Gesichter« aus dem Halle der Jahre 1983–85 versuchte sie nach eigenen Worten, alles zu fotografieren »wie eine fremde Stadt in einem fremden Land«. Einen Einblick in »Leipzig, Hauptbahnhof« geben Arbeiten der Jahre 1981/82. Die Serie »Erinnerungen an Z.« entführt nach Zossen bei Berlin, wo die in Gollnow (Goleniów) geborene Paris aufwuchs, bevor sie 1956 in die Hauptstadt der DDR zog. (dpa/JW)

Jetzt bestellen!

Das F.W. Bernstein Jahresabo

Täglich eine bislang unveröffentlichte Zeichnung von F.W. Bernstein in jeder Ausgabe der Tageszeitung junge Welt.

Noch bis 11.11. bestellbar!

Ab 29,80 €/Monat + Prämie

Bestellungen unter jungewelt.de/bernsteinabo

Es ist Laras 60. Geburtstag, und am Abend steht ein zentrales Ereignis bevor: Ihr Sohn Victor, den sie mit viel Strenge zum Pianisten getrimmt hat, gibt ein wichtiges Konzert, bei dem er zum ersten Mal eine eigene Komposition vorstellen will. Für Lara ist es ein Unglückstag.

Man sieht sie beim Aufstehen, fahrig; sieht, wie sie vor einem geöffneten Hochhausfenster auf einen Tritt steigt. Wird sie springen? Aber das wäre ein Kurzfilm. Die Türklingel stört, Polizisten fordern die ehemalige Beamte Lara auf, als Zeugin einer Wohnungsdurchsuchung beizuwöhnen. Dort spielt sich nur die erste von vielen peinlichen Szenen ab, die den Tag füllen werden. Victor – soviel wird schnell klar – reagiert nicht auf die Versuche seiner Mutter, ihn anzurufen, und dies offensichtlich seit längerer Zeit. Lara kauft alle verbliebenen Karten für das Konzert auf, eilt durch die Stadt (es ist auch einer dieser zahlreichen Berlin-Filme), und trifft gezielt oder zufällig Leute, bekannte oder unbekannte, denen sie die Tickets geben will. Dabei hinterlässt sie eine Schneise psychischer Verwüstung. Einfühlungsvermögen zählt nicht zu ihren Stärken.

Zu ihren Opfern zählt auch Victor. Kein Wunder, dass er vor seinem entscheidenden Auftritt jeden Kontakt mit seiner Mutter vermeidet; und als er sie dann doch trifft, droht sogleich eine Niederlage. Die Konstellation erinnert

Wie ein Gesicht sich verhärtet

Corinna Harfouch und die Musikerhölle: Der Spielfilm »Lara« von Jan-Ole Gerster.

Von Kai Köhler

an Elfriede Jelineks »Die Klavierspielerin«. Wie Erika Kohut in dem von Michael Haneke verfilmt Roman, so träumte auch Lara von einem Lebensglück als Pianistin; wie Jelineks Konzervatoriumslehrerin verwandelt Lara ihr Scheitern in Aggression gegen andere Menschen. Ihr Sohn wurde nicht nur erbarmungslos gedrillt, sondern auch so verunsichert, dass er sich nur schwer aus dem Bereich ihrer Macht lösen kann.

Ganz bei ihr

Derselbe Stoff ein zweites Mal? Bei Jan-Ole Gerster ist es ganz anders. Sein Film ist nicht ohne Grund nach der Hauptfigur benannt. Er bleibt von der ersten bis zur letzten Szene bei Lara. Bevor man sieht, wie sie andere quält, erfährt man von ihren Qualen. Ein solcher Ansatz muss sich

ganz auf die Hauptdarstellerin verlassen. Corinna Harfouch trägt den Film, vermittelt alle Nuancen vom erbarmungslosen Dreinschlagen bis zur hilflosen Irritation und auch, wie diese verbunden sind. Ihre Mimik beeindruckt: wie sich ein Gesicht verhärtet, wie es in sich zusammenfallen kann.

Der Titel »Die Klavierspielerin« bezeichnet eine Rolle, der Titel »Lara« eine individuelle Person. Bei allem, was Lara anrichtet, und das ist nicht wenig, bleiben die Zuschauer doch auf ihrer Seite. Anders als bei Jelinek und Haneke treten auch sympathische Figuren auf; es handelt sich um einen offenkundig menschenfreundlichen Film. Dabei bleibt Lara das dramaturgische Zentrum, um die Nebenpersonen als Trabanten kreisen. Am ehesten Kontur gewinnt ihr von Volkmar Kleinert gespielter uralter Klavierpro-

fessor, der vor Jahrzehnten mit einer gleichgültig dahingeworfenen Bosheit ihren Studienabbruch veranlasst hat. Mit der Vergangenheit konfrontiert, bleibt er ungerührt – was gehe denn ihn das an?

Im Mühlrad

Der Musikbetrieb erscheint als erbarmungsloses Mühlrad, in dem unter unzähligen Talenten nur die seelisch härtesten nicht zerschrotet werden. Auch das wäre einen Film wert – aber bei »Lara« ist Musik nur Anlass, im Detail ungenau behandelt. Die romanisierende Komposition, mit der Victor schließlich auftritt, wäre Grund genug, ihn wenigstens für ein paar Jahrhunderte in der tiefsten Musikerhölle schmoren zu lassen. Dies jedoch bei Seite: Ein Konzert als Zielpunkt der Handlung ist geschickt gewählt. Hier treffen alle Beteiligten zusammen, hier entscheidet sich das Schicksal Victors und, dadurch vermittelt, auch das seiner Mutter.

Das ist dramaturgisch so klug kalkuliert wie bis ins Detail gut umgesetzt. Über die gesellschaftlichen Bedingungen, denen die Figuren unterworfen sind, erfährt man hingegen nichts. Die Welt bei Gerster erscheint als veränderbar – doch nur als Wechsel der individuellen Haltung zu ihr, nicht als Welt.

■ »Lara«, Regie: Jan-Ole Gerster, BRD 2019, 98 Min., gestern angelaufen

He got eyes

Noch bis Ende des Monats: Robert Franks frühe Fotografien im Berliner Amerikahaus

Als der Anfang September verstorbene Robert Frank 1947 als junger Mann aus der Schweiz nach New York ging, war er schon ein bekannter, gut ausgebildeter Fotograf. Behütet aufgewachsen und gerade eingebürgert, wurde es dem 1924 in Zürich geborenen zu eng. Sein Vater, ein Innenarchitekt aus Frankfurt am Main, war nach dem Ersten Weltkrieg in die Schweiz gegangen und durch das Reichsbürgergesetz der Nazis als Jude staatenlos geworden. Der Sohn wollte weg, was Neues anfangen. Er begann beim Magazin *Harper's Bazaar* als Modefotograf, aber das war nicht sein Ding. Er pendelte zwischen Europa und den USA, fotografierte in London, Paris, Wien, Wales, Spanien, Peru und Bolivien, bis er 1955 ein Stipendium der Guggenheim Foundation erhielt, um eine Bildreportage über die USA zu machen. Zwei Jahre lang fuhr er mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern in einem alten Ford Tausende von Kilometern quer durch das Land. Mehrmals erregte er das Misstrauen der Polizei, wurde festgenommen und kam sogar in Haft. 767 Filme mit 27.000 Aufnahmen waren das Ergebnis. Nur 83 von ihnen wählte er aus für sein Fotobuch, das ein Klassiker werden sollte. »The Americans« von 1959 ist bis heute ein einzigartiges Dokument über die US-Amerikaner und ihre Lebensumstände. Ein Dokument der Menschlichkeit, so wahr, dass es die Beobachter damals schockierte. Zu düster, zu schonungslos, zu »unamerikanisch«. Wütenden Protest rief auch Franks Art zu fotografieren hervor: Schräg, ange schnitten, unscharf, mit Spiegelungen, unterbelichtet, grobkörnig. Der Avantgarde-Verlag Grove Press verkaufte nur



Schockierend wahrhaftig: »Frauen, Stadt, Café, Latinos« (1948) von Robert Frank

wenig mehr als tausend Exemplare und druckte nicht nach.

Die französische Ausgabe, die ein Jahr früher mit kommentierenden Essays bekannter Schriftsteller erschienen war, mochte Frank gar nicht. Seine Bilder sollten für sich sprechen, sollten ein einziges langes Gedicht sein, ohne Text, Bildunterschriften und Seitenzahlen. In der US-Ausgabe fand sich nur ein begeistertes Vorwort von Jack Kerouac, dem Autor von »On the Road«, der ihm bescheinigte: »You got eyes«. Frank hatte sich mit Kerouac, Allen Ginsberg und anderen Künstlern der New Yorker Beat-Generation angefreundet, er teilte ihren Geschmack und ihr Lebensgefühl. Gleich nach der Veröffentlichung von »The Americans« hatte er genug von der Fotografie und wurde Regisseur und Kameramann, er gilt manchen als Erfinder des Independent-Films. Kunst und Erfolg interessierten ihn nicht. Er wollte Wirklichkeit: das sehen (und zeigen), »was für andere unsichtbar ist«.

Die Ausstellung »Unseen« mit frühen Arbeiten, die noch bis zum 30.11. in der Galerie C/O Berlin zu sehen ist, zeigt, dass Frank diese Fähigkeit bereits in der Schweiz ausgebildet hatte. Auf seinen Aufnahmen sieht man z. B. Männer im Kanton Appenzell bei einer Abstimmung in der »Landsgemeinde«, wie eine Herde, mit archaischen Gesichtern. Alle sehen gleich aus, hier war nie ein Fremder hingekommen. Im Vergleich dazu seien die Menschen in den USA frei, schrieb Frank seinen Eltern. In Autos, Drive-ins, Diners, Barbershops, Tankstellen, Flugzeugen, Parks, Bussen, Eisenbahnen, Bahnhöfen, Kneipen, auf Straßen und Friedhöfen fand er sie und lichtete sie ab mit »spontaner Intuition«, wie er sagte: schnell, heimlich, unverstellt, so, wie sie waren. Die Gesichter erzählen, wie es ist, in den Staaten zurechtkommen zu müssen: »Rassentrennung«, Entwurzelung, Hochmut, Aggressivität, Stolz, Trauer, Überlebenswillen. Frank war als Fremder, als Außenseiter in das

Land gekommen und fand sich selbst in diesen Gesichtern wieder.

Drei Tage, bevor die Berliner Ausstellung eröffnet wurde, starb Robert Frank 94-jährig in Nova Scotia, Kanada, wo er seit 1971 lebte. Die vielen Nachrufe, die seinen bahnbrechenden Einfluss auf die Fotografie feiern, lassen vergessen, dass er selbst an Einfluss und Erfolg überhaupt nicht interessiert war. »I like to walk out of the fucking frame« (»Ich mag es, aus dem Rahmen zu laufen«), sagt er in dem sehenswerten Dokumentarfilm »Don't blink« der befreundeten Filmemacherin Laura Israel. Seine Arbeit diente ihm zunehmend zur Selbstvergewisserung, als Mensch und als Künstler. Und er versah sie mit Textfragmenten: »Help me«, »Help us«, »Hope«.

■ Robert Frank Unseen. Bis 30.11. 2019 im C/O Berlin, Amerikahaus, Hardenbergstr. 22–24. Berlin-Charlottenburg. Täglich 11 bis 20 Uhr.